

Praxisaufgabe

P. Marko

Nach zehn Jahren Zweisimmen und dreizehn Jahren Romanshorn haben wir mit der Praxistätigkeit aufgehört. Unter mir meine ich auch meine Frau, weil sie nicht nur das Schriftliche samt Buchhaltung und allen damit zusammenhängenden Unannehmlichkeiten erledigte, sondern auch beim Empfang und Telefon behilflich war, abends, nachts und an Wochenenden die Arztgehilfinnen vertrat.

Eigentlich «mussten» wir noch nicht. Ich bin erst im dreiundsechzigsten Lebensjahr und soweit man es beurteilen und wissen kann, bin ich gesund. Verschiedene Gründe, wieder, soweit sie einem bewusst sind, führten uns dazu. Vor allem meine Frau möchte das vielleicht einzige Enkelkind mehr geniessen, als es neben der Praxis möglich wäre. Ich habe bemerkt, dass nach sechs, acht Wochen ununterbrochener Arbeit die Müdigkeit beginnt, ich das Interesse verliere und mich nicht genug bei jedem Patienten* konzentrieren kann. Bei jeder zusätzlichen, unerwartet vorgebrachten Beschwerde denke ich dann «auch das noch». Da ich gerne mit vollem Einsatz arbeite, störte es mich zunehmend. Sicher wurde unsere Entscheidung durch die vorangekündigten Tarif- und anderen Änderungen (Jahr 2000) beschleunigt. Sollen wir noch neue Computerprogramme für zwei, drei Jahre einführen? Was, wenn der Nachfolger etwas anderes, Besseres will? Scheint nur uns der Praxisalltag immer komplizierter, papierbeladener, von eigentlichen Praxisaufgaben entfernter zu werden oder ist es wirklich so? Die Schuldner muss man auch immer häufiger mahnen, eintreiben. Sollen wir uns die (Erinnerungen an die) schönen unbelastenderen Praxisjahre verderben lassen? Sicher wurde dieser Schritt auch durch meine Eigenwilligkeit und Eitelkeit beeinflusst: ich habe entschieden, aus freiem Willen, ohne Zwang, ohne von verschiedenen Seiten gefragt zu werden, wann ich aufhöre. Nicht zufällig habe ich als Motto meiner Abschiedsanzeige folgenden Spruch aus der Hinterlassenschaft meines Schwiegervaters gewählt: *«Es gehört zur Lebenskunst, zur rechten Zeit Abschied zu nehmen. Verpassen wir den Augenblick, dann verabschieden sich die anderen von uns.»*

Die Freiwilligkeit und Frühzeitigkeit dieser Entscheidung hat auch belastende Seiten. Es gibt genug zufriedene, treue, anhängliche Patienten, die man mit schlechtem Gefühl, wie wenn man sie im Stich las-

* Schlechter, konservativer, aber einfacher Art nach benütze ich bei Substantiven das männliche Geschlecht. Aus dem Inhalt vernimmt man die Gleich- und Hochschätzung des anderen.

sen würde, verlässt. Ich tröstete mich damit, dass man es sowieso einmal hätte tun müssen und sie mit meinem Nachfolger oder Ärzten ihrer Wahl zufrieden sein werden. Eine gewisse Erfahrung und Übung habe ich durch die Verlegung der Praxis von Zweisimmen nach Romanshorn bereits gehabt. Mit der Praxisaufgabe verliert man mit der Einnahmequelle auch die gewohnte finanzielle Sicherheit.

Unseren Wohnsitz haben wir umständehalber (Verkauf des Hauses) und eher zufälligerweise in einen anderen Ort verlegt. Wir bedauern es nicht. Die Anonymität einer grösseren Stadt tut uns gut. Man ist wieder ein normaler Bürger, kein «Herr Doktor» mehr. Wir hören nicht bei jedem Einkauf Berichte über unseren Nachfolger und vor allem treffen wir nicht ehemalige Patienten, die uns, unserer Meinung nach, ungerecht behandelt (das gibt es auch, nicht nur umgekehrt), ihre Schulden nicht beglichen oder unseren Ruf geschädigt haben.

Die Entscheidung, mit der Praxis aufzuhören, wurde durch unsere Zukunftspläne erleichtert. Um die Beziehung zum Beruf und zu den Patienten nicht ganz zu verlieren, vertrete ich Kollegen, eine Tätigkeit, die ich bereits vor der Praxiseröffnung ausübte. Ich kann die Pausen häufiger einlegen, ohne vorwurfsvoll «schon wieder Ferien» zu hören. Die Häufigkeit der Vertretungen kann ich später dem zu erwartenden Nachlassen meiner Kräfte anpassen. Die Verantwortung für den Praxisverlauf (nicht für die Patienten) liegt nicht an mir, meine Frau verbringt die Abende nicht mit Papierkram. Ich kann vergleichen, was ich in meiner Praxis besser hätte machen sollen, was ich besser gemacht habe, vielleicht dem vertretenden Arzt einige Tips geben. Schon während der ersten Vertretungen habe ich zum Beispiel gesehen, wie verschieden man die Patientenkarteen führen kann und die Vorteile und Nachteile der Systeme «an der eigenen Haut gespürt». Ein Bericht darüber könnte vor allem für Kollegen, die vor der Praxiseröffnung stehen, von Nutzen sein. Die Vertretungen wählen wir auch weit von unserem Wohnort (meine Frau begleitet mich dann), und so lernen wir neue Gegebenheiten, neue Leute, neue Sitten kennen. Sie meint, ich bin jetzt ein «Stördoktor». Ausserdem haben wir uns in den letzten Jahren vermehrt der Ernährung gewidmet, und so bieten wir im Internet Beratung mit Schwerpunkt «Rotationsernährung» (www.gesund-durch-essen.ch) an. Nach mehrjähriger Erfahrung beherrscht meine Frau mehr die praktischen Aspekte mit entsprechenden Kochrezeptanregungen, ich vorläufig nur die theoretischen, aber ich habe vor, kochen zu lernen. Ich glaube nicht, dass man nur ein «Schreibtischberater» sein kann und so ergänzen die Vertretungen mit dem Kontakt zu Patienten, ihren Problemen und Reaktionen, die Internetarbeit.

Wie ich erfuhr, wählen nicht wenige Kollegen die Vertretungen als Übergang zum «Rentnerdasein». Üblicherweise in der ehemaligen eigenen Praxis, vor allem, wenn der Nachfolger aus eigener Familie stammt. In Zweisimmen habe ich beim letzten Besuch nach dreiundzwanzig Jahren fast alles gefunden, wie ich es verlassen habe. Mein Nachfolger in Romans-

Korrespondenz:

Dr. med. Peter Marko
Bruggwaldstrasse 39 e
CH-9008 St. Gallen

horn hat in der Praxis bereits alles, was er nur konnte, anders umgestaltet. Womöglich wird er dadurch auch andere Patienten bekommen. Bei Notfalldiensten und Ferienvertretungen (während meiner Praxiszeit, sowohl in Zweisimmen wie in Romanshorn, sind wir ohne Vertreter ausgekommen, was u. a. die gute kollegiale Zusammenarbeit, ein sehr wichtiger Lebensqualitätsfaktor, zeigt) wussten unsere Arztgehilfinnen und wir mit ziemlicher Treffsicherheit, nach der Art der Anmeldung und des Verhaltens des Patienten schon im voraus, aus welcher Praxis er stammt.

Während der dreiundzwanzig Jahre haben wir vierzehn Arztgehilfinnen «verschlissen», elf in Zweisimmen, drei in Romanshorn, zwei davon waren «eigene Brut», die das Praktikum bei uns absolvierten. Sie alle waren unsere wichtigen, wertvollen Mitarbeiterinnen. Der Praxisverlauf, die Patientenzufriedenheit hing wesentlich von ihnen ab. Mit der Mehr-

heit entstand eine tiefe, freundschaftliche Beziehung. In der Mitte des Januarlochs haben wir uns getroffen, um ein bisschen «zu dorfen»: während und nach dem Essen erinnerten wir uns an gemeinsame Erlebnisse, über Besuche bei abgelegenen wohnenden Patienten in tiefem Schnee, an unvergessliche Patienten, berichteten darüber, wie wir uns damals erlebten, über weitere Entwicklungen, Pläne und Aussichten. Für die Jüngeren war es beruhigend zu hören, wie die Älteren das Leben meistern, wie ihnen die Berufserfahrungen bei der Erziehung der Kinder, Hilfe im Geschäft des Ehemannes oder bei eventuellem Wiedereinstieg in verschiedene Gesundheitsberufe helfen. Wir erlebten sehr interessante sechs Stunden, die so schnell verliefen, dass man uns aufmerksam machen musste, man brauche den Raum für die nächste Gesellschaft. Es war ein schöner Schlusspunkt unserer eigenständigen Praxistätigkeit.

Schuhe

D. Herrenschwand

Ich besitze einen Schrank, der ist angefüllt mit roten Schuhen. Natürlich trage ich sie, doch es sind mit der Zeit so viele geworden, dass ich sie in diesem schwarzen Schrein aufbewahre. Er sieht aus wie ein Sarg, lässt sich von oben öffnen.

Immer, wenn mir die Menschen, die ich behandle, vom Sterben ihrer Liebsten erzählen, muss ich hingehen und mir ein Paar roter Schuhe kaufen. Es ist wie ein Zwang. Die hellroten Lackballerinen mit dünnem Riemchen über dem Rist, feuerrote Gummistiefel, die bordeauxfarbenen Wildlederpumps, deren Absätze ein bisschen zu hoch sind, um bequem zu sein. Ich besitze ein Paar violette Trachtenschuhe mit zwei abgetönten Troddeln an der Ferse, pflaumenrote Sandaletten, derbe, kirschrote Trotteurs, und meine Nichte hat mir in rotweissem Norwegermuster dicke Hüttenfinken gestrickt. Schliesslich das sinnlichste Paar, eigentlich nur ein Hauch von einem Schuh aus

blassrotem Leder, der sich genau der Form meines Fusses anschmiegt und mich daunenleicht schweben lässt.

Heute habe ich nach der Arbeit den Umweg über die Altstadt gemacht, wo die teuersten Läden sind, und mir Stiefeletten gekauft, die sich bis über den Knöchel zuknöpfen lassen – sie sind mit einem dunkelbraunen Fellchen am oberen Abschluss besetzt – ein interessanter Akzent zum herbstrotten Nubukleder.

Ich weiss von allen Schuhen, wann ich sie gekauft habe – doch ich trage sie nur einen Tag, eine Nacht. Und niemals gebe ich sie weg. Sie gehören zum Hirntumor des Bruders, zum Darmkrebs der Ehefrau mit den kleinen Kindern, zum Mammakarzinom der Lebensgefährtin, zur Leukämie der Enkelin, dem Suizid des Partners. Feuerschuhe, knisternde Flammenschuhe. Brandmale auf meinem Weg, zertanzte Sohlen, leuchtende Inseln im Meer des Sterbens um mich herum.

Wenn mir die Menschen ihre Geschichten erzählen, betrete ich demütig ihre finsternen Häuser, sitze trauernd auf schwarzem Thron, bin Zeugin ihres Leides. Und muss doch zusehen, dass ich lebendig bleibe. Wenn sie dann gehen, bleibt der Kummer zurück. Bis ich meine roten Schuhe unter dem Kirschbaumtisch blitzen sehe und weiss, es ist Zeit, die Trauerkleider wegzuhängen, kitzelnde Sonnenstrahlen in meinem Nacken zu spüren und die unbändige Lust, mir Gutes zu tun: Hinzugehen und ein neues Paar zu kaufen.

Korrespondenz:

Dr. med. Danielle Herrenschwand
Münstergasse 36
CH-3011 Bern